

**Dr. phil. Ute Siebert**

**Vortragsmanuskript – Vortrag gehalten in Oldenburg/01. Sept. 2011**

**Karl-Jaspers-Klinik/Gedenktag des Gedenkkreises Wehnen**

**Ernst H., gestorben am 25. August 1942 in Wehnen**

**– Gedanken einer Enkelin -**

Mein Großvater Ernst Hullen wurde 1886 im Jeverland geboren und starb 1942 in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen. Er war Gärtnermeister und Ingenieur. Ingenieur war er allerdings nicht der Ausbildung nach, sondern aus eigener Berufung. Als einem von fünf Geschwistern in einer bäuerlichen Familie konnte ihm sein sehnlichster Berufswunsch nicht erfüllt werden, er mußte sich mit einer Gärtner-Ausbildung zufrieden geben. Ernst Hullen hat aber intensiv an Konstruktionen von Maschinen für den Gartenbau und die Landwirtschaft gearbeitet, und es finden sich zahlreiche beeindruckende Zeichnungen auch in seiner Krankenakte. Die Zeit, die er in Wehnen verbrachte (vom 26. April 1928 bis zu seinem Tode am 25. August 1942 vierzehn lange Jahre), hat er offenbar – zumindest bis 1938 - für weitere Konstruktionsarbeit genutzt.

Als Todesursache steht unter Punkt 4 auf dem amtlichen Totenschein für Ernst Hullen nur *ein* Wort: „Herzfehler“. In der Krankenakte gibt es ein Schreiben seitens der Heil- und Pflegeanstalt, wonach man der Familie ein paar Tage vor seinem Tod die Verschlechterung seines Gesundheitszustandes mitteilt und einen Besuch empfiehlt. Unterzeichnet ist der äußerst kurze Brief **Moor.\***, Assistenzarzt. Ob dieser Brief die Familie je wirklich erreicht hat, konnte ich bislang nicht herausfinden. Ob und gegebenenfalls in welcher Weise mein Großvater mit nur 56 Jahren Opfer der Patientenmorde in Wehnen geworden ist, wird vermutlich nie eindeutig festzustellen sein, wir können die letztliche Ursache seines Todes wohl nicht mit völliger Sicherheit aufklären. Angesichts des Todesdatums darf man aber annehmen, daß auch auf ihn zutrifft, was der Historiker Ingo Harms über den Maler Georg vom Siel schrieb: Er gehörte zu den Patienten, die als „geistig tot“ galten: „Man behandelte diese Menschen zu ihren Lebzeiten wie Tote, und schließlich starben sie auch.“ (Harms, Ingo: Krankheit und Tod des Malers – In: Kataloge des Landesmuseums Band 12: Georg Müller vom Siel. 1865 – 1939 – Oldenburg: Isensee Verlag 1999. S. 55 – 65, hier S. 59) Typisch war in solchen Fällen, daß jahrelang keine Eintragungen in die Krankenakte vorgenommen wurden. Bei meinem Großvater endeten sie 1938. Von 1939 bis 1941 gibt es keinerlei Vermerke – erst am 25. August 1942 erfolgt als die allerletzte kurze Eintragung die Feststellung seines Todes.

Mein Großvater und ich haben uns nie gesehen. Ich wurde erst zwei Jahre nach seinem Tode geboren. Gleichwohl bin ich ihm begegnet.

Zunächst lernte ich ihn im Geraune der Erwachsenen kennen, die mich umgaben. Es war die Rede von einem Brand des Hauses, in dem wir wohnten, und ich erhorchte aus den Gesprächen der Erwachsenen, daß mein Großvater krank aus dem Krieg, dem Ersten Weltkrieg, heimgekehrt sei und im Wahn das eigene Haus angezündet habe. Dann sei er für den Rest seines Lebens nach Wehnen gekommen. „Nach Wehnen kommen“, „der gehört nach Wehnen“ - unter diesen Formulierungen verstand in meiner Kinderzeit jeder im Dorf sofort, daß der Mensch, auf den man sich dabei bezog, verrückt sei und deshalb ins Irrenhaus gebracht werden müsse. Als unabänderlich sah man das in den Nachkriegsjahren und auch noch später in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts an: wenn jemand den Rahmen der anerkannten Normen sprengte, wünschte man sich ohne große Gefühlsregung, daß „so Einer“ nicht länger stören und hinter den Mauern Wehnens verschwinden möge. Und „so Einen“ hatten wir also in der Familie? Es war mir, obwohl ich noch ein kleines Mädchen war, unmittelbar klar, warum die Erwachsenen ein Geheimnis um ihn machten, ihre Scham spürte ich, auch wenn ich noch keine Worte dafür hatte.

Aber andererseits war dieser Großvater doch durch einen Krieg, in dem er Soldat sein mußte und den er nicht ausgehalten hatte, in den Wahn getrieben worden – so erzählte man mir, wenn ich

bohrende Fragen stellte. Und ich erlebte doch mit, was ein gerade zu Ende gegangener Krieg angerichtet hatte, ich hörte diese ungeheuerlichen Worte: „*Ausgebombt*“ worden waren die Eltern meines Vaters, viele Familien im Dorf hatten einen oder mehrere „*Gefallene*“ zu betrauern, kriegsversehrte „*Krüppel*“ gehörten zum Straßenbild, „*Flüchtlinge*“ mußten in „*Baracken*“ wohnen, „*Bunker*“ und „*Ruinen*“ sah ich im nahen Wilhelmshaven. All diese Worte gebrauchten die Erwachsenen andauernd, und ihre Gespräche spiegelten Schauer und das Grauen angesichts ihrer Kriegererlebnisse. Krieg, das begriff ich sehr früh, war das Entsetzlichste, was es geben konnte - alles mußte getan werden, um ihn zu verhindern. Und mein Großvater war krank geworden am Krieg? Dafür mußte ein Mensch doch bewundert werden, wenn er den Krieg sozusagen mit Wahnsinn strafte – mir jedenfalls erschien mein Großvater durch die Erklärungen der Erwachsenen eher als ein Held, und er war mir seltsam nahe.

Gleichwohl empfand ich die Bedrückung mit, wenn im Verwandtenkreis – sehr selten übrigens – einmal die Rede auf ihn kam, wenn die Großtante – Ernst Hullens Schwester – ratlos verstummte bei der Erwähnung seines Namens, oder wenn Gespräche abbrachen, sobald die Erinnerungen seine Brandstiftung berührten.

Viel unheimlicher als das schamvolle Totschweigen aber war die *Angst* der Erwachsenen. Meine Mutter und ihre Schwester verströmten diese Angst. In den Nachkriegsjahren kamen die Familien häufig zusammen, man schlief auf engem Raum, und wenn unsere Mütter uns Kinder schlafend glaubten und sie sich flüsternd unterhielten, hörte ich aus ihren nächtlichen Gesprächen Hinweise heraus, die auf unerklärliche Weise mit dem ängstlichen Beobachten von uns Kindern zusammenhingen, wobei ich wiederum meine Mutter beobachtete. Rätselhafte Fragen stellte sie uns – und irgendwann begriff ich, daß sie bei sich und bei uns Kindern nach Anzeichen von Wahnsinn forschte, den wir vom Großvater geerbt haben könnten. Wenn sie selbst erschöpft und verzweifelt war – und das war sie, die früh Witwe geworden war, oft in diesen Nachkriegsjahren - so kam es immer wieder vor, daß sie Symptome, die wir heute einem „burn-out“ zuordnen würden, als beginnenden Wahn deutete und Suicidgedanken äußerte - „ich mach' mich aus der Welt“ waren die Worte, die sie dann gebrauchte und die uns Kinder in Schrecken und die Angst versetzten, wir könnten sie verlieren. Alles wollten wir tun, um etwas wieder gut zu machen, wovon wir nicht wußten, wie wir es verschuldet hatten – nur *daß* wir schuldig waren, meinten wir sicher zu wissen. - Ich begann bei mir selbst nach Symptomen von Wahnsinn zu suchen, und ich werde nie den Augenblick vergessen, als ich, an einem Zaun stehend und eine kommende Ohnmacht fühlend, völlig sicher war, gerade das Hinübergleiten in den Wahnsinn zu spüren. Solche panischen Gedanken waren virulent – die in Wirklichkeit zutreffenden harmlosen Erklärungen, wie zum Beispiel in dem Fall Kreislaufbeschwerden nach gerade überstandener Scharlach-Erkrankung, fanden oft nicht den Weg in unser Denken. - Viel später erhielt ich im Laufe meiner schulischen und dann auch in meiner beruflichen Ausbildung immer genaueren Aufschluß über die Ideologie der Nationalsozialisten beziehungsweise der in ihrem Sinne wirkenden Mediziner. Und erst lange nachdem unsere Großmutter und unsere Mütter, die Ehefrau und die beiden Töchter von Ernst Hullens, gestorben waren, konnten mein Bruder und ich Einblick nehmen in seine Krankenakte.

Dort stieß ich auf ein Schreiben an die „Direktion der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen“ aus dem Jahre 1938, mit dem meine Tante, die ein Ehestandsdarlehen beantragen wollte, um eine Bescheinigung bat, „daß die Krankheit meines Vaters weder angeboren noch erblich ist, sondern daß der Nervenzusammenbruch erst im Jahre 1928 kam und auf den Krieg zurückzuführen ist.“ (Brief vom 4. III. 38). Die vernichtende Antwort lautete: „Die gewünschte Bescheinigung über Ihren Vater kann ich Ihnen leider nicht ausstellen, da Ihre Annahme, dass es sich nicht um ein Erbleiden handelt, nicht stimmt. Dieses mussten Sie schon daraus ersehen, dass Ihr Vater laut Beschluss des Erbgesundheitsgerichts am 31. 3. 1934 wegen Schizophrenie unfruchtbar gemacht ist.“ (Brief unterzeichnet von Medizinalrat /Name unleserlich, wohl Petri, vom 5. 3. 1938). Nach der Lektüre dieses Briefwechsels konnte ich erst ermessen, was meine Mutter und meine Tante als junge Frauen durchlitten hatten. Sie waren damals in dem Alter, in dem man sich binden, eine Familie gründen will. Beide haben

auch geheiratet, sie bekamen jede 1941 ihr erstes Kind – welche große Angst muß aber auf ihnen gelastet haben in ihren Schwangerschaften, bei der Geburt und Aufzucht ihrer Kinder! Ich verstand nun nur zu gut, wieso meine Mutter bei meinem Bruder und mir so ängstlich nach irgendwelchen Anzeichen von Wahnsinn geforscht hatte.

Es gibt viele Familien, die lange Zeit ein belastendes Familiengeheimnis mit sich tragen, das zur Familienvergiftung wird, solange die Schleier nicht gelüftet werden. Was hier so besonders perfide wirkte, ist die Tatsache, daß die Desorientierung durch Autoritätspersonen erfolgte, denen man doch glauben zu müssen meinte, ja, denen man besonderes Vertrauen entgegenbrachte, handelte es sich doch um Ärzte, die man dem Heil und Wohl der Patienten wie der menschlichen Gesellschaft insgesamt verpflichtet glaubte. Wie sollten meine Großmutter und unsere Mütter ahnen, daß die damals in Wehnen tätigen Ärzte außerstande waren, die Krankheiten ihrer Patienten angemessen zu diagnostizieren, sondern daß sie selbst in einem Wahn gefangen waren.

Die Aufarbeitung, wie verstrickt Medizin und Mediziner in die nationalsozialistischen Greuel waren, erfolgte zu spät, als daß meine Mutter und meine Tante die für sie entlastenden Informationen noch hätten aufnehmen können. Sie konnten auch Erkenntnisse der modernen Schizophrenie-Forschung nicht mehr wahrnehmen, die etwas davon weiß, daß der scheinbar verrückte Mensch oft nur besonders sensibel und verwundbar ist und in seiner geistigen Verwirrung im Grunde angemessen auf die Verrücktheit der sogenannten „normalen“ Welt reagiert.

Die Frage muß auch gestellt werden, ob die Entlastung überhaupt Trauer und Schuldgefühle hätte aufwiegen können, die sich mit der Aufklärung über die tatsächlichen Verhältnisse in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen im sogenannten „Dritten Reich“ bei den Töchtern hätten einstellen können. Denn bei meiner Sichtung der Unterlagen machte ich die für uns Enkel bestürzende Entdeckung, daß der Familie zwischenzeitlich die Entlassung meines Großvaters angetragen wurde. Mit Schreiben vom 22. Juli 1937 teilt der Bezirksfürsorgeverband Friesland der Ehefrau mit, Ernst Hullen könne vorläufig von ihr in Pflege genommen werden, sie möge sich wegen der Abholung mit dem Krankenhaus in Wehnen in Verbindung setzen. Im Krankenblatt heißt es dann aber unter dem Datum des 3. September 1937: „Pat. sollte entlassen werden, da jedoch die Verwandten (sic!) jede Verantwortung ablehnten, musste Pat. weiter in der Anstalt verbleiben. Wird zu H(G)arten(sic!) - und Feldarbeit verwendet.“ Sollte diese Bemerkung der Wahrheit entsprechen, wären Selbstvorwürfe und Schuldgefühle wohl eine unausweichliche Folge gewesen, hätten meine Mutter und meine Tante erfahren, unter was für grauenvollen Bedingungen die Patienten und mit ihnen ihr Vater in den folgenden Jahren vegetieren mußten. Allerdings sind die schriftlichen Unterlagen zu diesem Zeitpunkt, zu dem sich auch der Wechsel in der Klinikleitung von Ober-Medizinalrat Mönch zu Medizinalrat Petri vollzog, ausgesprochen widersprüchlich. Denn noch am 13. 9. 1937 fragt meine Großmutter, die Frau von Ernst Hullen, schriftlich noch einmal beim „Direktor der Heil- u. Pflegeanstalt Wehnen“ an, „...“, ob eine Entlassung meines Mannes noch in Frage kommt.“ Auf diesem Brief findet sich die handschriftliche Notiz von Petri als Hinweis an „Fr. Jg.“, die wohl den Brief beantworten sollte: „Da Ihr Mann noch völlig unter d. Einfluß seiner krankhaften Vorstellungen steht, kann ich die Verantwortung für eine Entlassung nicht übernehmen. 14. 9. 37 Dr. Petri.“ Die Vermutung liegt nahe, daß nicht die Familie die Verantwortung abgelehnt hat, wie es schon am 3. September 1937 in der Krankenakte behauptet wird (s. o.), sondern daß Petri eine frühere Entscheidung von Mönch für eine Entlassung zurücknahm und die Papiere später vielleicht manipuliert wurden (vgl. das Gutachten von Mönch, das dieser dem Bezirksfürsorgeverband Friesland am 6. Juni 1937 zusandte und dessen Abschrift am 10. August 1937 an die Klinik in Wehnen geschickt wurde – als Antwort auf Petris Ersuchen vom 6. August 1937 – Eingangsstempel der Klinik in Wehnen: 12. Aug. 1937; dazwischen findet sich noch ein Schreiben vom 27. Juli 1937, in dem auch ein „Direktor“ der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen sich dem Entlassungsbeschuß der Behörde v. 22. 7. 37 anschließt – mit unleserlicher Unterschrift, d. h. wohl eine Übergangsleitung.). – Aber auch wenn die Familie nicht die Verantwortung für ihren Angehörigen abgelehnt hat und Gründe für Schuldgefühle daher nicht gegeben waren, so hätte doch die Erkenntnis, daß der Ehemann und Vater so kurz vor der Befreiung gestanden und dann durch den Willkürakt eines neuen Arztes daran gehindert worden war, eine schwere Erschütterung bei den Töchtern hervorrufen können, vielleicht auch den Selbstvorwurf, nicht stärker gekämpft zu haben.

Es sind doch all diese Erkenntnisse uns Enkeln eher zuzumuten, die wir die direkte Verantwortung nicht auf unseren Schultern tragen müssen, wohl aber die Verantwortung übernehmen und die Kraft aufbringen können, unseres Großvaters Schicksal endlich zu klären, so weit das möglich ist.

Es hieße zu sehr zu dramatisieren, würde ich behaupten, daß unsere Familie ohne Unterlaß niedergedrückt gewesen sei durch die Verbindung zu Ernst Hullen. Die Erinnerungen an meine Kindheit und frühe Jugend, die ich dargestellt habe, stammen aus den späten 40er und den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Unsere Mütter konnten ja nicht anders als ihre angstvollen Reaktionen auf uns Kinder zu übertragen, denn damals bestand noch eine große zeitliche Nähe zu ihren traumatischen Erfahrungen. Im Laufe der Zeit ist dann eine gewisse Beruhigung eingetreten – gelingendes Leben und Alltagsprobleme der unterschiedlichsten Art ließen das Schicksal ihres Vaters, unseres Großvaters, in den Hintergrund treten. Allerdings wurden wir immer wieder an den Makel unserer Familie erinnert: Ich nenne als Beispiel den schneidigen Dorfpfarrer, der seine Tochter noch in den 60er Jahren vor der Verbindung mit einem der Enkel von Ernst Hullen warnte – man wisse ja nie ... eine Ehe mit dem Enkel eines Wehnen-Insassen? Kinder von so einem bekommen? Der unsägliche Gedanke der Erbkrankheit saß fest in den Köpfen.

Ein unbefangener Umgang mit der Tatsache, daß ein Angehöriger Patient in Wehnen war, ist auch heute noch kaum möglich. Wenn ich mich zum Beispiel in meinem Heimatort Zetel auf die Suche nach Informationen begeben – konkret: wenn ich nach dem unbekanntem Grab meines Großvaters auf dem dortigen Friedhof forsche – ernte ich in der Regel betretenes Schweigen oder eilig hingemurmelte Gemeinplätze, sobald ich erwähne, dieser Großvater sei Langzeit-Patient in Wehnen gewesen und zur Zeit des Nationalsozialismus dort gestorben. Ich bekomme oft signalisiert, daß ich solche „peinlichen“ Details doch besser für mich behalten hätte.

Aus dem Hintergrund wirken auch in unserer Enkel-Generation früh vermittelte Ängste und Scham nach, können Zweifel wieder aufbrechen, die durch die Zuschreibung „Erbkrankheit“ von verblendeten Ärzten in die Gefühle und Gedanken unserer Mütter gepflanzt worden waren und deren Spuren bei uns nicht getilgt sind. Da kann während eines geselligen Treffens die Erwähnung eines Namens oder eines Ereignisses Erinnerungen an die quälenden Fragen der eigenen Kindheit und Jugend hochspülen, neue Ängste um die eigenen Kinder brechen sich Bahn, so daß einer aus dem Zimmer rennen muß, um die Kontrolle über seine Gefühle wiederzugewinnen.

Auch in jüngster Zeit zeigte sich, wie dicht unter der Oberfläche die Unruhe weiterhin schwelt.

Der Tod meines Großvaters liegt jetzt rund siebenzig Jahre zurück, wir Enkel sind inzwischen um 70 Jahre alt. Als ich von dem Ehepaar Minssen hörte, man könne für die Opfer der Euthanasie in Wehnen einen Gedenkstein an der Erinnerungsstätte auf dem Ofener Friedhof setzen lassen, besprach ich diese Möglichkeit in der Familie. Zunächst stimmten alle Angehörigen bereitwillig zu.

Kurz vor der Umsetzung des Plans im Juli wurden Bedenken und Zweifel angemeldet, die in Fragen gipfelten wie: Ist unser Großvater Ernst Hullen denn wirklich umgebracht worden? Ist er nicht eines natürlichen Todes gestorben? Auf dem Totenschein heißt es doch: „Herzfehler“. Dürfen wir ihn überhaupt Opfer nennen? Dürfen wir also überhaupt in Anspruch nehmen, solch einen Gedenkstein der Erinnerungsstätte hinzuzufügen? Und unausgesprochen wollten alle diese Fragen sagen: Lassen wir die Sache doch ruhen. Warum wieder alles aufwühlen, was doch schon in gnädige Vergessenheit geraten ist. - Wie mit Gefühlen umgehen, die sich in so einem Fall rasch einstellen oder heimlich anschleichen – als da sind: *Empörung*, weil so dem Opfer oder seinen Stellvertretern noch aufgebürdet würde, die Beweise für das Verbrechen zu liefern; *Enttäuschung* über den oder die Zweifler, die keinen Sinn darin sehen, die unbewältigte Trauer vergangener Generationen wieder aufzunehmen und in der Geste der Steinsetzung zu einer wärmenden Gemeinsamkeit zu verwandeln; *Wut* oder zumindest *Ärger* wegen der verweigerten Einsicht in

die historischen Zusammenhänge, und - im Gefolge dieser gekränkten Reaktionen - die *Überheblichkeit des Besserwissens*? Auch solche Versuchungen können ja beitragen zur Vergiftung des Klimas in einer Familie, und wie soll man dem entgegenarbeiten? - Wenn ein Gefühl der Gemeinsamkeit, das durch die Besinnung auf Gemeinsames in Kindheit und Jugend wie selbstverständlich kurzzeitig aufschien, bedroht wird durch vielleicht auch nur unbedacht vorgetragene Zweifel – wie schnell sind die guten Absichten vergiftet und tun neue Trennungslinien sich auf! Wie erreicht man, dass sie nicht zementiert werden? Wie ermöglicht man einander immer wieder Annäherung, statt sich abzustoßen? Wie bleibt man bereit zur Versöhnung?

Ernst Hullen, mein Großvater, war „so Einer“, der im Irrenhaus gesessen hat, hier in Wehnen. Er gehört zu unserer Familie, er gehört zu mir mit seiner Schuld und vor allem mit seinem Leid. Ich will seine Geschichte nicht ruhen lassen. Ich will sie genauso lebendig erhalten wie die anderen traurigen und schönen Ereignisse, die unsere Familiengeschichte ausmachen. Ich will, daß wir Enkel mit Respekt von ihm sprechen, und ich will, daß unsere Nachkommen noch von ihm wissen. Ich will nicht den gewissenlosen Medizinern und Unterdrückern von damals den späten Triumph lassen, den es bedeuten würde, wenn wir Menschen wie Ernst Hullen vergessen oder sie allenfalls reduziert wahrnehmen in ihrer Krankheit. Die Würde der Person kann unter Anderem sichtbar werden in ihren Werken. Mein Großvater war ein begabter Konstrukteur, auch wenn die Ärzte der Nationalsozialisten – wie die Krankenakte zeigt – seine Zeichnungen mit Hohn bedachten. Er hat eine große Gärtnerei aufgebaut und damit einen paradiesischen Ort voller Bäume, Hecken und Lauben geschaffen, den wir als Enkelkinder noch erlebt haben. Nicht nur von seiner Krankheit, von seiner verstörenden Wahnsinnstat und von seinem Leiden in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen, sondern auch von solchen Leistungen sollten wir erzählen.

Heute hatte ich zum ersten Mal die Gelegenheit, öffentlich über meinen Großvater Ernst Hullen zu sprechen. Und zwar hatte Frau Minssen mich gebeten, in meinem Beitrag die ganz persönliche Sicht einer Angehörigen darzustellen. Daran habe ich mich zu halten versucht. Erlauben Sie mir aber zum Schluß eine kurze Bemerkung zur politischen Dimension, die ich in der Arbeit des Gedenkkreises Wehnen sehe.

Meine Berufsarbeit hat mich im vergangenen Jahrzehnt an viele Orte in Osteuropa geführt, wo zu beobachten war, wie auch dort das auf Helden fixierte Pathos der monumentalen Kriegsdenkmäler allmählich abgelöst wird durch die Betonung des Leids der unzähligen einzelnen Menschen. Eine neue Erinnerungskultur kristallisiert sich heraus, die Menschen mit den unterschiedlichsten kulturellen Hintergründen zusammenführt, um in der einzig angemessenen Weise die grausamen Vergangenheiten aufzuarbeiten: nämlich indem endlich der Trauer genügend Raum gegeben wird. In kritischen Medien erfahren wir von trauernden Menschen in aller Welt, die auf das Leid von Angehörigen aufmerksam machen angesichts *gegenwärtiger* Kriege und Unterdrückung, wobei *ein* Mittel immer wieder auch der Mißbrauch der Medizin beziehungsweise der Psychiatrie ist. Mir scheint eine Überwindung von Haß und Gewalt nur so Aussicht auf Verwirklichung zu haben: durch das Bekanntmachen der Opfer und ihres Leidens sowie durch das Benennen der Täter, durch das Bekenntnis der Zugehörigkeit zu den Verfolgten und den Leidenden, durch Verzicht auf jegliche Form der Rache, durch das Sichtbar-Machen der Trauer anstelle schamhaften Verschweigens. In diesem Sinn ist die Arbeit des Gedenkkreises Wehnen Teil einer globalen Friedensbewegung.

Ich bin dankbar dafür, Teil dieses Bemühens sein zu dürfen, Ihnen allen danke ich für's Zuhören, und ganz besonders bedanke ich mich bei Frau Minssen und Herrn Minssen für ihre zugewandte Art, mit der sie unsere Familie begleitet haben bei unserer persönlichen Erinnerungsarbeit.

\* Hinter der Abkürzung auf Seite 1 verbirgt sich vermutlich der Name „Moorahrend“. Dr. Paul Moorahrend war einer von zwei Ärzten in Wehnen und war für die Männerabteilung zuständig – vgl. Harms, Ingo: *Wat mööt wir hier smachten. Hungertod und „Euthanasie in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen 1936 – 1945. 3., vollständig überarb. u. Erw. Auflage* – BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg 2008. S. 228 ff